

Ein Edelmarder

Roman
von Egbert Carlsson

(10. Fortsetzung.)

Erich's scharfer Verstand mit dem faßbälligen und klaren Urteil begriff seine Lage vollkommen. Drei Wege lagen vor ihm. Er konnte sich mit seinen Gläubigern arrangieren, indem er ihnen überließ, was er noch besaß. Dieselben mußten damit zufrieden sein, so gering auch die Prozente waren, welche sie erhielten; er konnte sich dann in einer kleinen, abgelegenen hannoverschen Landstadt als Advokat etablieren und dort ganz von Neuem beginnen. Dieser Weg war für ihn wenig einladend für Martens' verdienstlichen Geschmack, daß er ihn gar nicht weiter in Betracht ziehen mochte. Aber was dann? Sich eine Kugel durch den Kopf jagen, das war der zweite Weg, aber der blieb immer noch offen. Und der dritte Weg? Eine reiche Heirat? Das war der bequemste und den meisten Erfolg versprechende Weg, und diesen beschloß Martens zu wahlen.

Er hatte ja immer Glück bei den Frauen gehabt, wie oft war dasselbe von seinen Bekannten geriefen! War er auch nicht gerade schön zu nennen, so besaß er doch eine aristokratische Erscheinung, gewandte Tourneure und Geißt, ein Trio, welches die fehlende Schönheit mehr als ersetzte. Das freilich mußte er sich eingestehen, daß es ihm jetzt nicht mehr so leicht werden würde, eine gute Partie zu machen wie vor zwei Jahren, als er noch Direktor seiner nun verkrachten Aktien-Gesellschaft ein glänzendes Gehalt bezog und im Ruhe stand, ein nicht unbedeutendes Vermögen zu besitzen, aber damals hatte er es vorgezogen, nur die Süßigkeiten der Liebe zu genießen, ohne sich zu binden. So leicht würde es ihm jetzt nicht mehr werden, zuckerte er, schwer erschien ihm die Aufgabe aber auch nicht und er beschloß, sich sofort an's Werk zu machen.

Er ging die Reihe derjenigen Familien durch, in deren Häusern er verkehrte, aber bei den meisten schüttelte er den Kopf. Dort war ein vornehmer Vater, welcher sich erst genau nach seinen Verhältnissen erkundigen würde, dort eine sorgsame Mutter, welche niemals die Verheiratung ihrer Tochter mit einem Manne zugeben würde, der in einem so gefährlichen Rufe stand wie Martens — dies Haus war zu vornehm für einen einfachen Herrn v. Martens, ein anderes wieder zu ordinär, bei einem dritten endlich glaubte er nicht Geld genug zu finden. Endlich blieb er bei einer Familie stehen, welche ihm in jeder Hinsicht geeignet schien, seine Nege nach ihr auszuwerfen. Das Haupt derselben führte den stolzen Namen Sir James Robinson-Colbridge of Korrtricht und war der jüngere Sohn eines Hauses der englischen Nobilität. Als solcher bezog Sir James eine bedeutende Apanage, hatte aber außerdem, wie Erich aus guter Quelle wußte, ein großes Vermögen von seiner verstorbenen Frau geerbt, welches nach seinem Tode auf seine zwei Töchter überging, vorausgesetzt, daß sich dieselben nicht vorher verheirateten; im letzteren Falle mußte einer jeden schon bei ihrer Hochzeit der auf sie fallende Teil ausbezahlt werden. Günstiger konnten die Verhältnisse für Martens nicht liegen: ein Vermögen, welches er sofort in die Hand bekommen konnte, keine Schwiegermutter und ein Schwiegervater, mit dem jedenfalls gut auszukommen war, denn Sir James war noch immer ein flotter Lebemann, welcher gern in den Kreisen der jüngeren dorée verkehrte und Martens immer eine besondere Zuneigung bewiesen hatte. Mehr als einmal hatte er ihm gesagt, indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte: „Sie sind ein ganz famoser Bursch, mein lieber Herr v. Martens!“

Erst nachdem Erich dies Alles überdacht und in Ordnung gefunden hatte, beschäftigten sich seine Gedanken mit der Person, welche zum Heiraten doch auch notwendig war, nämlich mit der jungen Dame, die er heimzuführen gedachte. Sir James besaß zwei Töchter, aber es konnte hier nur die ältere in Betracht kommen, die jüngere Miß Alma war kaum in die Backfischjahre getreten. Die ältere, Miß Ethelreda Robinson, war eine strahlende Schönheit, aber dennoch nicht sehr gefeiert. Sie galt für excentrisch und launenhaft und besaß eine eigentümlich kalte und verletzende Art und Weise, ihr geistreiche Huldigungen zurückzuweisen. Immerhin durfte sich Erich sagen, daß von den Cavalieren, welche dort im Hause verkehrten, er noch immer am gnädigsten von ihr behandelt worden war. „Sie fühlt, daß ich ihr überlegen bin,“ dachte Erich, „und sie bedarf Jemanden, der ihr imponiert. Nun, dafür werde ich schon zu sorgen wissen.“

Das schien Erich denn auch in der Tat zu gelingen. Nachdem er die Laufgräben eröffnet, machte er von Tag zu Tag unverkennbare Fortschritte in der Gunst der schönen Ethelreda. Schon nach drei Wochen durfte er den Hauptsturm wagen. Es

war auf der Rückkehr von einer Partie nach dem unfern Wiesbaden gelegenen Schlosse Platte, wo er ihr seine Gefühle gestand. Er hatte es so einjurirt, daß er allein mit Ethelreda in einem leichten, von ihm selbst kutschierten Cab zurückfuhr. Als dasselbe in Wiesbaden vor der Robinson'schen Villa hielt, war das stolze schöne Mädchen seine Braut. Am anderen Morgen holte er sich die Zustimmung des Vaters, welcher ihn gerührt in seine Arme schloß und ihm erklärte, daß er Niemandem lieber das Glück seiner Tochter anvertraue als ihm.

Aber warum lagern sich jetzt in der Erinnerung an diesen Erfolg so düstere Schatten auf dem Antlitz des einfachen Mannes? Hatte er doch damals strahlenden Gesichtes die Robinson'sche Villa verlassen und war jubelnden Herzens durch den Kurpark geschritten, um am Weiber vorbei seine Wohnung an der Sonnenberger Straße zu erreichen. Da hatte sich ein kleiner Herr mit schwarzen, lebhaften Augen und einem weißen Bollbart zu ihm gestellt, welchen er manchmal bei Robinsons getroffen hatte. Sein Name war Doktor Adam.

„Sie haben sich heute verlobt?“ sagte derselbe nach einigen einleitenden Phrasen.

Erstaunt blieb Martens stehen.

„Ich brauche kein Geheimnis daraus zu machen,“ sagte er, „aber woher wissen denn Sie schon davon?“

„Sir James hat mir selbst heute Morgen davon erzählt, daß Sie kommen würden, um bei ihm feierlich um Ethelreda anzuhalten.“

„Ah, ich wußte nicht, daß Sie so intim mit Sir James stehen.“

„Hm, ich kenne seine Verhältnisse ziemlich genau. Haben Sie schon mit ihm über die Mitgift verhandelt?“

„Erlauben Sie mir, diese Frage indistret zu finden,“ erwiderte Martens kalt.

„Das ist sie durchaus nicht,“ lächelte Adam überlegen. „Mit mir hat Sir James bereits über die Mitgift gesprochen und sagte mir, er fände sich außer Stande, seiner Ethelreda außer nur einen Penny mitzugeben. Ihnen wird er dasselbe gesagt haben.“

„Von Geld war bei unserer Verlobung überhaupt nicht die Rede,“ sagte Martens hochmütig, aber es rieselte ihm bei Adam's Worten eiskalt über den Rücken.

„Dann wird bald genug die Rede davon sein müssen,“ meinte Adam, „denn das Erste, was zum Heiraten gehört, ist Geld.“

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Doktor.“

„Das täte ich gern, aber es gibt eben auch noch andere Leute, welche sich darüber Sorgen machen, mein lieber Herr v. Martens, zum Beispiel Ihre Gläubiger. Denen kann es nicht gleichgültig sein, ob Sie ein armes Mädchen heiraten.“

Nur mit Mühe bewahrte Erich seine Selbstbeherrschung. „Sie sprechen im Auftrage meiner Gläubiger?“ fragte er.

„Sie sehen in mir Ihren Hauptgläubiger vor sich. Sie haben beliebt, Ihre Schulden in drei Wechsel zu konzentrieren, von denen jeder auf dreifigtausend Mark lautet, und zugleich über die Gesamtschuld einen Ehrenschein anzustellen. Alle vier Dokumente sind in meiner Hand. Die Wechsel verfallen am ersten künftigen Monats, also übermorgen. Jetzt werden Sie mein Interesse an Ihrer Heirat begreiflich finden.“

„Sir James haben Sie wohl auch schon Mitteilung von diesen Wechseln gemacht?“ fragte Martens höhnlich.

„Reineswegs. Das wäre in der Tat indistret gewesen.“

„Es freut mich, daß Sie das begreifen,“ fuhr Martens fast lässig fort, „dann werden Sie Ihre Distretion hoffentlich auch später bewahren, denn ich bin außer Stande, die Wechsel übermorgen zu honorieren und muß Sie bitten, dieselben zu prolongieren.“

„Wie wann?“

„Bis ich Ethelreda's Heiratsgut in Händen haben werde.“

„Ich sagte Ihnen schon, daß Sir James seiner Tochter keinen Penny mitgeben wird.“

„Aber das Erbteil ihrer Mutter wird er ihr doch auszahlen?“

„Dazu müßte dasselbe noch vorhanden sein. Sir James hat aber das Vermögen seiner verstorbenen Frau längst verpfändet.“

„Das ist nicht wahr.“

„Auch verdammt er es nur,“ fuhr Doktor Adam talblütig fort, „der Intervention seines älteren Bruders, des Marquis Robinson-Gehford, daß er noch den Schein eines wohlhabenden Mannes aufrecht erhalten kann. Schon vor einem Jahre stand er vor dem Kontur, aber durch die Vermittlung des Marquis kam eine Vereinbarung mit den Gläubigern zu Stande. Dafür mußte jedoch Sir James seinem durchaus nicht freigebigen, sondern sehr egoistischen Bruder gegenüber auf

zwei Drittel seiner Apanage verzichten, welche, nebenbei bemerkt, mit seinem Tode ganz erlischt. Die Töchter haben also später gar nichts und Sie werden es jetzt sehr begreiflich finden, daß der alte Robinson Sie mit offenen Armen als Schwiegersohn aufgenommen hat.“

„Die Beweise dafür, die Beweise“, knirschte Martens.

„Ich bin bereit, Ihnen dieselben vorzulegen, aber dafür ist hier auf der Straße wohl nicht der Platz. Wollen wir nicht zu Ihrer Wohnung hinaufgehen? Wir stehen ja schon vor dem Hause. Muß doch auch die Gelegenheit mit Ihren Wechseln noch in's Reine gebracht werden.“

Ohne Martens' Einwilligung abzuwarten, ging Adam in's Haus voran. Als er dasselbe nach einer Stunde wieder verließ, war der Edelmarder, der freie Sohn des Waldes, sein Sklave.

Erich sah seine schöne Braut nicht wieder. Am Abend dieses Tages verließ er Wiesbaden, nachdem er vorher seine ganze glänzende Einrichtung mit Wagen und Pferden an einen Auktionator verkauft hatte.

Wohin er sich gewandt, konnte Niemand erfahren. Seine finanziellen Angelegenheiten waren von ihm vor seiner Abreise auf das Pünktlichste geordnet.

11. Unter guten Freunden.

Ein Geräusch auf dem Vorsaal störte Martens aus seinem träumerischen Brüten auf. Es war kein Bedienter Eduard, welcher zurückgekommen war.

Mit einer entschlossenen Bewegung stand Martens auf und klingelte, auf welches Zeichen Eduard sofort im Salon erschien.

„Hast Du schon eine Reise gemacht?“ fragte ihn sein Herr.

„Ich glaube als ganz kleiner Junge. Davon weiß ich aber nichts mehr.“

„Dann weißt Du auch nicht, wie Du Dich auf einer Reise zu benehmen hast?“

„Doch. Als ich noch in dem ‚Hotel de Prusse‘ war, habe ich oft die Reisenden auf dem Bahnhof begleitet und ihnen auch wohl Billet und Gepäck besorgen müssen. Mit alledem weiß ich ganz gut Bescheid.“

„Dann würdest Du Dir also getrauen, allein von hier nach Berlin zu reisen?“

„Gewiß, ohne alle Bedenken,“ erwiderte Eduard, dessen Gesicht bei der Aussicht auf dies Reisevergnügen strahlte.

„Ich bin, so wirst Du noch diese Nacht mit dem Kurierzug um ein Uhr nach Berlin abreisen. Was Du dort mir besorgen sollst, werde ich Dir nachher sagen. Jetzt benutze die kurze Zeit, bis meine Gäste kommen, Deine Sachen zu ordnen. Lege Dir Deinen Kellneranzug zurecht, denn in der Livree sollst Du nicht reisen, und pack' Dir etwas Leibwäsche in meine kleine Reisekoffer. Aber eile Dich, damit Du Dich mit diesen Vorbereitungen nicht nachher noch aufhalten brauchst.“

Mit lächelnden Augen entfernte sich Eduard, während Martens begann, nachdenklich im Salon auf und ab zu gehen. „So schaffe ich den Burschen am besten auf einige Zeit aus dem Wege“, murmelte er. „Sonn' erlebe ich es doch noch, daß er dem alten Adam unter die Augen läuft. Und dann könnte ich nur meinen ganzen schönen Plan begraben, von dem infamem Doktor loszukommen. Er wirtet schon etwas, dieser verdammte Schleicher. Da ist die größte Vorsicht notwendig.“

Der schrille Ton der Vorsaalaloe unterbrach dies Selbstgespräch. Gleich darauf meldete Eduard Herrn von Garolin.

Keine Spur mehr von dem nachdenklichen Ausdruck lag auf Martens' Gesicht, als er dem jungen Mäuser entgegentrat. „Das ist prächtig von Ihnen, mein lieber Garolin,“ sagte er, ihm die Hand reichend, „daß Sie etwas früher kommen da können wir ja noch ein halbes Stündchen gemütlich miteinander verplaudern. Was macht unser guter Birzowski? Sie haben ihn doch vermutlich heute Nachmittag gesehen?“

„Ich komme gerade von ihm her,“ erwiderte Garolin, indem er mehr aus Gewohnheit als aus Absicht auf dem Stuhle vor dem Friseur Platz nahm.

„Ist er noch immer so schwermütig?“

Garolin nickte.

„Was liegt denn dieser Stimmung eigentlich zu Grunde? Macht er auch Ihnen, seinem besten Freunde, daraus ein Geheimnis?“

„Heute ist endlich das Eis gebrochen“, lächelte Garolin.

„Das freut mich für Birzowski. Wenn ihn wirklich ein Kummer drückt, so wird er ihn jetzt leichter tragen, nachdem er sich ausgesprochen hat.“

„Sind Sie gar nicht neugierig, zu wissen, was ihn drückt?“

„Nehme an, daß Birzowski seine Eröffnungen nur für Sie bestimmt hat.“

„Doch nicht. Er hat mir besonders

gestattet, Ihnen davon zu erzählen. Er hofft von Ihrer Gewandtheit und Lebenserfahrung einen guten Rat.“

„Sehr schmeichelhaft für mich,“ höfentlich bin ich im Stande, denselben zu geben. In welches Kapitel gehört denn Birzowski's Kummer? Wäre er es nicht, so würde ich annehmen, in das der Liebe. Aber Birzowski und verliebt — das reimt sich nicht zusammen.“

„Und doch ist es so.“

„Ah, das ist töricht.“

„Birzowski nennt es anders. Seine Liebe findet keine Erwidderung, und je leidenschaftlicher er fühlt, desto tiefer schmerzt ihn die consequente Zurückweisung, welcher er begegnet.“

„Also ein ähnliches Schicksal wie das Ihrige, mein armer Freund.“

Garolin's Augen erglänzten in schwärmerischem Feuer. „Rein“, entgegnete er warm, „nennen Sie mich nicht so, ich bin nicht arm und bellagenswert. Schon einmal sagte ich Ihnen, daß Sie sich in dem irren, was ich für Frau v. Pleishenbach empfinde. Wohl gab es eine Zeit, in der ich glaubte, vor unstillbarer Sehnsucht vergehen zu müssen, aber das ist vorüber, überunden. Hätte Georgine mir ihre Hand gereicht, wäre sie die meine geworden — die Sprache ist zu arm, um das Glück zu schildern, welches ich in ihrem Besitz gefunden hätte! Aber es ist anders gekommen, unsere Lebenswege haben sich erst getrennt, als sie schon einem Andern gehörte, mir bleibt die Entsagung.“

„Da ich nun entsagen müssen,“

„Allem, was mein Herz erbeten,“

„Daß mich diese Schwelle flüssen,“

„Die Dein holder Fuß betreten,“

summte Martens leise vor sich hin und in seinen Mundwinkel spielte dabei halbversteckt ein satirisches Lächeln. Garolin nickte bedächtig. „Es ist schon so, wie jenes Lied sagt“, meinte er, „bei dem Ihr scharfer Blick zuerst in mein innerstes Herz geschaut. Ich habe entsagen müssen, aber ich habe entsagt; es war ein schwerer Kampf, aber ich habe dennoch den Sieg erkämpft. Frau v. Pleishenbach ist für mich jetzt nur noch die hohe, verehrungswürdige Herrin, meine Geliebte aber ist die Kunst.“

„Wenn doch der arme Birzowski auch schon so weit wäre!“ sagte Martens, nachdem er mit einem kurzen Husten das Lächeln cachiert hatte, welches gar zu verräterisch zu werden drohte.

„D, bei Birzowski liegt die Sache ganz anders. Da ist nichts vorhanden, was ihn zur Entsagung zwingen müßte.“

„Wer ist denn die Geliebte seines Herzens?“

„Eine Dame des Zirkus.“

„Was Sie sagen, Garolin. Der Name?“

„Wanda Sumitroff.“

„Wanda Sumitroff“, wiederholte Martens, indem er nachdenklich das Gesicht mit der Hand beschattete. „Ich war so lange nicht im Zirkus, kommen Sie meinem Gedächtnis zu Hilfe, lieber Garolin. Ist das nicht die hübsche tede Tänzerin?“

„Parдон, sie tanzt gar nicht, sondern reitet nur Schule. Es ist eine sehr elegante, ja man kann sagen vornehme Erscheinung.“

„Richtig, jetzt erinnere ich mich ihrer. Und das behandelt unseren armen Birzowski so schlecht?“

„Sie behandelt ihn sozusagen gar nicht. Und das ist das Schlimmste. Als ehestalt bekam, ignoriert sie Birzowski auf eine Weise, die diesen um so mehr kränkt, als er die ehrlichsten Absichten von der Welt hat.“

„Da ist allerdings guter Rat teuer; ich kenne nur einen.“

„Und der heißt?“

„Ausbauer.“

„Das habe ich Birzowski auch gesagt“, meinte Garolin mit gutmütigen Worten, „aber er erwiderte mir, Ausbauer habe er genug bewiesen.“

„Damen, wie diese Sumitroff“, fuhr Martens fort, „haben meistens schon so viele Enttäuschungen erlebt, daß sie hinsichtlich der ehelichen Absichten sehr zu zweifeln geneigt sind. Da bedarf es schon eines außerordentlichen Aufwandes von Ausdauer, um sie von der Gehalt unserer Gefühle zu überzeugen.“

Wieder ließ sich der scharfe Ton der Vorsaalaloe vernehmen und wenige Minuten darauf erschien Lieutenant v. Pleishenbach im Salon. Derselbe begrüßte den Gastgeber mit auffallender Herzlichkeit für Garolin dagegen hatte er, was Martens nicht entging, nur ein kühes Kopfnicken und ein sehr trocken: „Guten Abend!“

Auch die anderen Gäste kamen jetzt schnell hintereinander. Der jugendliche Eduard begann den Tee zu servieren, welchem die Herren nicht verfehlten, eine gute Dosis Cognac zuzusetzen. Zu gleicher Zeit wurde für den Liebhaber Bier umgeregelt.

„Hat es seine Nichttaetigkeit,“

„Kommandeur Birzowski zum Offizier eingeweiht?“ fragte Graf Zed den langen Regimentsadjutanten.

„Wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen“, bejahte Walsing.

„Trotz aller Vorstrafen?“ warf Baron Krall ein.

„Bei all' seinen verrückten Streichen hat er sich nach des Kommandeurs Ansicht nichts Unehrenhaftes zu Schulden kommen lassen“, erwiderte der Adjutant. „Von oben herab werde aber aus politischen Rücksichten ein bedeutendes Gewicht darauf gelegt, die Glieder dieser großen polnischen Familien im Offiziercorps festzuhalten, wenn auch nur als Reserve-Offiziere.“

„Man muß übrigens auch anerkennen, daß Birzowski sich in der letzten Zeit auffallend zusammengenommen hat“, meinte Graf Zed. „Ich glaube, das ist Ihr guter Einfluß, Herr v. Garolin.“

Bei den letzten Worten lachte Pleishenbach spöttisch, ja fast höhnisch auf, so daß ihm der Rittmeister eifrig verwunderndes Blick zusandte, während Garolin ruhig erwiderte: „Leider muß ich das Kompliment ablehnen, Herr Graf. Die Veränderung im Wesen meines Freundes ist mir allerdings auch aufgefallen, aber dieselbe ist durchaus ohne mein Zutun eingetreten.“

Martens forderte auf, die Karten zur Hand zu nehmen. Man gruppierte sich um die Spieltische und der Zufall wollte, daß eine Partie bildete, während am anderen Tisch Martens, Pleishenbach und der junge Mäuser saßen. Zunächst wurde ein Rubber Whist mit dem Blinden oder Strohmännchen gemacht, die aufsteigenden Spiele: Matao, Tempel, lustige Sieben, kamen erst nach dem Souper.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wette.

Humoreske von J. Lorenz.

Zad und Fred waren zwei raffinierte Amerikaner, elegant, reich, gentlemanlike vom Scheitel bis zur Sohle, vor allem aber weltküstig bis zum Erze. Sie waren gute Freunde; ab und zu zwar bekam die Freundschaft ein Loch, nach einer verloreneren Wette mied der verlierende Teil gewöhnlich etliche Tage seinen Kollegen, aber gar bald fanden sie sich wieder, sei es auch nur, um durch eine womöglich noch tollere Wette Redande zu nehmen.

Eine Nachmittags lehten beide nachlässig an einer Bar und schlürften zur Verbauung ihren Mokka. Das Gespräch drehte sich um die so häufigen Blinddarmentzündungen. Fred war schnell mit der Behauptung fertig: „Ach was! Da werden Dutzende operiert, deren Blinddarm so gesund ist wie der meine!“ Zad stellte das in Zweifel und meinte, so mir nichts, dir nichts würden die Ärzte doch nicht leicht ihrem Patienten den Bauch aufschneiden, worauf Fred im Eifer bemerkte: „Die Ärzte sind lauter Darmzwicker heututage. Laufend Dollars wette ich: Wenn ich es direkt haben will, so schneiden sie mir sofort meinen gesunden Blinddarm heraus!“ In ein paar Minuten war die Wette perfekt.

Fred wählte sich in kluger Vorsicht für sein teures Leben einen der berühmtesten Chirurgen der Stadt aus. Nach mehr als zwei stündigem Warten im Vorzimmer kam endlich die Reihe an ihn. Der Chirurg fragte nach seinem Leiden. „Ich habe keines“, „Mein Herr“, replizierte der Arzt scharf, „ich bin nur für Kranke zu sprechen, meine Zeit ist kostbar.“ Mit diesen Worten öffnete er die Tür, und Fred mußte abziehen; sein Blinddarm aber war noch an seinem Platze.

Eine Memme, wer sich gleich abschrecken läßt. Fred segelt schnurstracks zu einem nicht ferne wohnenden zweiten Arzt. Der Mann hatte eben seine Sprechstunde beendet und schickte sich an, seine Patienten zu besuchen, als Fred noch in der letzten Minute gemeldet wurde. „Nun, ich dachte mir, ich sei schon zu Ende,“ brummte unvorsich der Arzt, als Fred eintrat. „Wo festsit?“ „Ich würde Sie ersuchen, mir den Blinddarm herauszunehmen,“ plägte Fred diesesmal ohne weitere Umschweife heraus. „Ihren Blinddarm? Hm! Und das, meinen Sie, geht so schnell? Haben Sie arge Schmerzen?“ „Nicht im mindesten.“ „Aber, warum soll dann der Blinddarm heraus?“ Fred schweigt. Der Doktor aber wirft einen eigentümlichen Blick auf ihn; er forschet und sucht in seinen Augen. „Hm“, murmelt er nach einer Weile, „ich glaube mich nicht zu täuschen, und jetzt die elektrische Klingel energisch in Bewegung. Im Nu erscheinen der Assistentenarzt und ein handfester Diener. „Da, befreien Sie mich von dem Wahnfinnigen!“ Vier Kräfte paden den armen Fred und erpedieren ihn die Treppe hinunter ins Freie.

Bei dem dritten Arzte, den er befragte, änderte er seine bisherige Praxis. Er amulsierte qualvolle Schmerzen und schnitt ein so jämmerliches Gesicht, daß der Arzt sagte: „Hm, hm! Das Beste ist, Sie bleiben hier in meiner Klinik, dort kann ich Sie beobachten, und wenn wirklich eine Operation nötig ist...“ „Dann kommt der Blind-

darm heraus,“ fiel ihm Fred in die Rede.

Fred kam also in die Klinik. Man aab ihm Opium, um die vorübergehenden Schmerzen zu stillen und beobachtete ihn. Da man ihn in strenger Diät hielt, bekam Fred am dritten Tage einen Niesenhunger. Nach langem Zureden gelang es ihm endlich am vierten Tage, die Wärterin durch ein paar Dollarschilde von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß sein Hunger gestillt werden müßte. Sie schleppte ihm Schinken, Konserven und Delikatessen bei, und Fred aß, wie eben einer ist, der drei Tage gekungert hat. So oft der Arzt kam, simulirte er gräßliche Schmerzen, und der Arzt fuhr fort, ihm Opium zu reichen.

Als Fred am sechsten Tage morgens erwachte, erschrank er bestig. Er fühlte ein unheimliches Stechen in der Blinddarmlage, das sich stets steigerte. Sollte die fortwährende Simulation ihm eine wirkliche Blinddarmentzündung suggeriert haben? Der Arzt untersuchte ihn und konstatierte eine veraltete Blinddarmentzündung. Die Opiume, das Ruhigliegen, die Diätfehler Fred's hatten eine zwar unerwünschte, aber prompte Wirkung.

Eine Operation wurde nun wirklich nötig und ging glücklich von statten, und nach vierzehn Tagen war Fred dank seiner kräftigen Natur so weit, seinen Freund Zad zu Besuch bitten lassen zu können.

„Naus mit den tausend Dollars,“ rief er dem eintretenden Zad entgegen, „die Wette ist gewonnen, der Blinddarm ist weg!“ „So?“ replizierte trocken Zad, „wollen erst den Doktor fragen?“ und lächelte die Wärterin nach dem Doktor. „Über wozu denn? ... Da schau nur her!“ Bei diesen Worten wollte Fred die taum vernarbte Operationswunde zeigen. Mittlerweile trat der Doktor ein. „Nun, Doktor, ist's wirklich wahr, daß Sie meinem Freunde den gesunden Blinddarm herausgeschnitten haben?“ fragte Zad. „Ich und einen Gefunden operieren? Herr, wie können Sie mir ein solches Vorgehen zumuten? Der Blinddarm war entzündet... eine Eiterung im Anzug...“ „Nur keine Aufregung, Doktor!“ beruhigte Zad; und sich zu Fred wendend: „Du festsit, lieber Freund, die Wette hast nicht du gewonnen, sondern ich. Wir haben doch gewettet, daß dir dein gesunder Blinddarm herausgeschnitten werden sollte. Also einen Eckel über tausend Dollars!“ Sprach's und entfernte sich.

Das Land des Insektenpulvers.

Montenegro ist ein armes Land, doch ein Kleinod hält's verborgen“, es produziert Insektenpulver, das mit Unrecht „perfissches“ genannt wird. Im Jahre 1840 hatte eine arme deutsche Frau, Anga Rosauer, die in Ragusa lebte, im ihrem Garten ein Straußchen von einer wildwachsenden Pflanze, Pyrethrum cinerariae folium, gepflückt und es später in einen Winkel geworfen. Als sie es vertrat nach mehreren Wochen wieder fand, fiel ihr auf, daß eine Menge von Insekten tot dabei lagen. Sie vermutete, daß die Tiere durch die Pflanze getötet seien, und begann mit der Zerkleinerung des Insektenpulvers. Das nach ihrem Tode von dem Apotheker Droba erbeten vertrieben wurde. Die Pflanze, eine Chrysanthemenart, wächst vorzugsweise in Montenegro, kommt aber auch in Dalmatien, Albanien und der Herzegowina vor. Hauptlieferant oder ist Montenegro, wo man die Pflanze anbaut. 1865 begann das Fürstentum der Schwarzen Berge Insektenpulver in größeren Mengen auszuführen, und zwar zu hohen Preisen; ein Zentner kostete damals in Triest 250 Gulden. Als Dalmatien als Kontrurrent auftrat, begannen die Preise zu sinken, und ein förmlicher Preissturz trat ein, als auch die Panlees das Pyrethrum in großem Umfang zu kultivieren begannen. Bis auf 15 Gulden brachten sie den Preis herunter. Aber der Alp, der sich damit auf Montenegro legte, wich, als sich herausstellte, daß die in Amerika wachsenden Pflanzen nicht die gewünschten mörderischen Eigenschaften hatten. Seitdem steht Montenegro wieder an der Spitze und löst für den Zentner Pulver 100 bis 120 Gulden. Der Mai ist der Hauptmonat; dann öffnen sich die Blüten, und in diesem Zustande entwickeln sie die stärkste Kraft. Ein Pfund Blüten liefert 3 Pfund trockener Ware. 20,000 Pfund führt Montenegro jährlich aus. Die Pulvererzeugung geschieht im Auslande, in Venedig, Budapest, Wien und in Berlin. Gegenwärtig sucht eine New Yorker Firma das Geschäft zu monopolisieren, indem sie durch eine englische Niederlassung in Podgorica Sobiel aufkauft, wie nur möglich.

Weil er, mangels von Penicillin, des Verbreitens, an ein weißes Mädchen Briefe geschrieben zu haben, freigesprochen ward, wurde ein Neger in Louisiana gehängt; ohne doch ein behördlicher Haft danach trahie. Damit ist der Gerechtigkeit wieder einmal Genüge geleistet.